



Herausgeber: Piitsch Galbier; Maya Fries; Markus Bachmann; Hannibal Burri; Michi Auer; Nelly Meyer; Paul Weber; Yolanda Uebelhard; Postfach: 3003; 6002 Luzern

Liebe Leserin, lieber Leser

Soeben haben sie die neue Lozärner GASSEZIITIG gekauft. Wie ist das nur möglich? Als Paul und ich Ende des letzten Jahres die ersten scheuen Gespräche über die Möglichkeit führten, so etwas wie eine Zeitung zu machen, dachten wir nicht im entferntesten daran, dass wir so bald die nächste Ausgabe nachschieben könnten. Es war ja zuerst nur so eine vage (Furz-) Idee, als ich ihn fragte, ob da nicht eventuell ein «Bedürfnis bestehen könnte! Was wir wollten und weiterhin wollen, ist, offen und ehrlich berichten über einen Bereich, der leider noch (allzu-)oft ein Tabuthema ist.

Warum kommt jetzt schon die nächste GASSEZIITIG?

1. Leute von der Gasse haben sich gemeldet, um eigene Texte oder Gedichte zu veröffentlichen.
2. Die ersten 1500 Exemplare der GAZ waren innert weniger Tage vergriffen, so dass wir noch einmal 1000 Exemplare nachdrucken mussten, die auch nach einigen Tagen weg waren.
3. Ich habe die Zeitung auch selbst auf der Gasse verkauft und so natürlich auch die Meinung der Leser zu hören bekommen und bis auf ganz wenige, nämlich zwei Leute, waren die Reaktionen positiv bis sehr positiv!

Was natürlich für uns ein Grund ist, sofort und mit Volldampf weiterzumachen. Wir werden also weiterhin versuchen, Ihnen ein Bild dessen zu vermitteln, was Sie im Moment nicht so gut sehen können und das trotzdem da ist. Ich lege sehr grossen Wert darauf, dass nie vergessen wird, dass die sogenannte Szene, von der immer wieder die Rede ist, nichts anderes ist, als MENSCHEN! Menschen, die nach der Einschätzung vieler fehlgeleitet sind, die aber meist nichts dazu zu sagen haben, ob sie selbst auch das Gefühl haben, fehlgeleitet zu sein. Menschen, die sich in den letzten 30 Jahren eine eigene Kultur geschaffen haben, ein eigenes Lebensgefühl, dem ein grösserer Teil der Bevölkerung keinen Sinn abringen kann, und das doch den meisten Betroffenen das Gefühl gibt, irgendwo dazuzugehören. Nicht ganz ausgeschlossen zu sein aus diesem Leben. Diese eigene Kultur ghettoisiert aber auch, und aus diesem Ghetto gilt es auszubrechen. Ein Schritt zu diesem Ausbruch kann diese Zeitung sein, indem sie aus der Sicht der Betroffenen informiert. Ein nächster, z.B. Kunstausstellung, evtl. ein Konzert, und andere werden sicher folgen.

Noch eine letzte Bemerkung: Die Meinung der Autoren der einzelnen Artikel muss nicht mit der Meinung der Gesamtdirektion übereinstimmen.

Piitsch

FRRUE -LIG

Wir sind nicht auf Erden
Um zu leben
Wir sind gekommen
um zu schlafen
Nur um zu träumen

Unser Leib Ist eine Blume
Wie das Gras
Im Frühling ergrün

So öffnen sich
Unsere Herzen
Und treiben Knospen

Um zu blühen
Und dann zu verwelken

Azteken

DER (ALP)-TRAUM VOM LEBENSRAUM

DER BAU

Im April 1992 wird mit dem Bau eines Hauses begonnen. Natürlich sind auf dieser Welt schon verschiedentlich Häuser gebaut worden, es werden wohl auch noch einige gebaut werden, bis da kein Platz mehr ist. Die Art und Weise jedoch, wie dieses spezielle Haus gebaut wurde, die Gründe und Umstände, das ist schon eine Erwähnung wert. Das Konzept für das Projekt Lebensraum stammt von einem ehemaligen Gassenarbeiter, der mit der Zeit und Ausbildung vom Elektriker zum Sozi konvertiert ist. Er hat eine ganze Weile in Luzern als Gassenarbeiter gearbeitet, er war der Beste, den ich kennengelernt habe. So ein richtiger Fröntler. Bewaffnet mit seinem schwarzen Rucksack erschien er jeweils auf der Eisengasse, immer mit einem offenen Ohr für die diversen Probleme, die sich so anhäuferten. Er verteilte Spritzen an diejenigen, die sie brauchten, auch Tupfer und Ascorbin. Vor allem aber war er ein Gesprächspartner, der uns immer ernst nahm, kein Problem war zu klein, um darüber zu sprechen. Natürlich ist er in dieser Zeit auch einige Male verhaftet worden oder auch freiwillig mitgegangen, um zu sehen, dass niemand etwas illegales widerfährt, denn die Zusammenarbeit mit der Polizei funktionierte damals noch nicht unbedingt vorbildlich. Schon während dieser Zeit muss es ihm gedämmert haben, dass diese Leute, die er in ihrem Elend begleitete, bei denen er tagtäglich sah, wie sie verhaftet, drangsalieren und erniedrigt wurden, zu mehr fähig sein mussten als nur zum Fixen. So ist wohl die Idee für das Projekt Lebensraum in seinem Kopf herangereift. Zuerst war die Idee ja, so etwas wie ein Luzerner Zaffaraia zu bauen, mit vielen kleinen Hüttchen ein Dörfli zu schaffen, was aber an verschiedenen Widerständen scheiterte. Dann kam die Sache mit dem Haus. Die Idee war übrigens bestehend einfach. Den Randständigen sollte die Möglichkeit gegeben werden, ihren eigenen Lebensraum zu schaffen. Dies sollte mit möglichst wenig Zwängen geschehen. Das heisst: Nicht abstinenzorientiert, also keine der üblichen Therapien, sondern eher an den eigenen Stolz appellierend und auf die Freude daran, etwas selber zu erarbeiten.

Der Verein kirchliche Gassenarbeit engagierte sich finanziell sehr stark für das Projekt, übernahm die Trägerschaft.

Die Stadt Luzern stellte ein Stück Land, sowie zwei ausgediente Schulbaracken aus Holz zur Verfügung, Beat Heinrich seine Schaffenskraft, indem er die Projektleitung übernahm, die Leute motivierte mitzumachen, was nicht immer einfach war. So holte er am Anfang der Bauzeit (April 92) die Leute jeweils am Morgen in der Notschlafstelle ab und fuhr sie ins Industriegebiet Ibach. Er kam also in die Notschlafstelle und fragte erst einmal, ob da jemand sei, der Lust habe, etwas Sinnvolles zu tun, zu arbeiten. Er erzählte, dass ein Lebensraumprojekt «gemacht» werde, da niemand wusste, was das sein sollte, erklärte er, dass da ein Haus gebaut

werde, und zwar möglichst von den Leuten der Gasse, von den Obdachlosen selbst. Nachdem einige von ihnen überzeugt waren, dass sie mit dem Herumhängen auf der Gasse nicht mehr gewinnen könnten-

Da die meisten Bewohner nicht vom Fach waren und zum Teil über längere Zeit keine regelmässige Arbeit mehr geleistet hatten, verzögerte sich die Bauzeit, und das machte die Sache nicht gerade billiger. Auch waren natürlich viele verschiedene

Randständige wieder einfacher Wohnungen bekamen.

Als schliesslich ein Gesuch um Subventionen abgelehnt wurde, war es finanziell um das Projekt geschehen.

Unter diesen Umständen war klar, dass das Versprechen, Wohnrecht auf Lebenszeit für die Leute, die beim Bau mithelfen würden, sich als nicht einhaltbar erwies. Dies wurde von den Bewohnern auch nicht gross moniert, da von den Erbauern alle entweder gestorben oder ausgezogen waren. Dass das Ibach aber trotz allem einen Sinn macht, ist an der Tatsache ersichtlich, dass alle der Erbauer, die noch am Leben sind, wieder draussen sind und in ihren eigenen Wohnungen leben. Zum Teil haben sie sogar Familie und Arbeit. Umso grösser war der Schock, als die Gerüchte sich mehrten, dass Ibach werde schliessen müssen. Als dann den Mitarbeitern gekündigt wurde (ironischerweise genau vor Weihnachten), war die Verunsicherung perfekt. Dieser Kündigungstermin war auf den ersten Blick nicht einfach nachzuvollziehen. Der Vorstand entschied sich jedoch, so früh wie möglich zu kündigen, damit für die Angestellten genügend Zeit blieb für die Arbeitssuche. Es haben dann auch alle Angestellten einen neuen Job gefunden.



Foto Benno Bühlmann

ten, als wenn sie sich die Sache einmal anschauten, war schon einmal ein Anfang gemacht. Es wurde also begonnen, zuerst einmal mit den sanitären Einrichtungen, d.h., Gräben buddeln und Abwasserleitungen verlegen. Zwei Wohnwagen waren zu diesem Zeitpunkt bereits da, die anderen kamen dann sukzessive dazu. Nachdem einer von ihnen abfackelte, kam bald ein Ersatz für ihn. Eine ausgediente Baubaracke, die von Jonny repariert und ausgebaut wurde. Da die beiden ersten ständigen Mitarbeiter (aus der Szene), Mäsi und Rolf, Auswärtige waren (beide waren damals noch in Zug gemeldet) gab es hier etwas Probleme, die jedoch sehr bald ausgeräumt waren. Mit der Zeit kamen immer mehr Leute dazu, die Besetzung wechselte am Anfang allerdings relativ häufig. Auch werkzeuqmässig war man nicht gerade ideal eingerichtet, bis verschiedene Investoren mit Geräten wie Winkelschleifer etc. aushalfen. Am Anfang glaubten die grössten Optimisten auch noch, das Haus werde innert eines halben Jahres fertig. Da sie aber längere Zeit nur zu zweit waren, war diese Zeitvorgabe illusorisch. Natürlich hatten die Erbauer am Anfang auch noch Hilfe von aussen, so erstellten etwa Zimmerleute die Aussenwände und das Dach, der Innenausbau aber wurde von den Bewohnern selbst erstellt. Während dieser Zeit des Innenausbaus pendelte sich die Zahl der Bewohner so um die zehn Personen ein, wenn auch immer wieder einige Wechsel waren, so blieb doch immer derselbe Kern zusammen. Ebenfalls dazu kam noch eine Betreuerin, von Beruf Krankenschwester, die B. Heinrich vor allem auch im administrativen Bereich entlastete und die kleineren wie grösseren Bobos behandelte.

Charaktere zusammen (und nicht gerade die einfachsten), was verschiedentlich zu Problemen führte, die aber zumeist gruppenintern gelöst wurden. Klappte dies einmal nicht, war da ja noch die Projektleitung zum Schlichten da. Da ja der Weg das eigentliche Ziel war, wurde dem Zeitfaktor eine geraume Weile zuwenig Gewicht zugemessen und plötzlich wurde der Geldmangel akut. Sepp Riedener gelang es indessen immer wieder, die nötigen Mittel aufzutreiben, damit das Haus weitergebaut und schliesslich fertiggestellt werden konnte.

DAS LIEBE GELD

Da mit der Zeit verschiedene Auflagen erfüllt werden mussten, wurde es nötig, verschiedene Mitarbeiter einzustellen. Um eine Betreuung rund um die Uhr garantieren zu können, brauchte es Nachtdienstmitarbeiter sowie auch einen Sonntagsdienst. Ebenso musste das Betreuungsteam aufgestockt werden. Das führte dazu, dass, bald einmal, da das Haus nicht voll besetzt war, die Betreuung nicht mehr finanziert werden konnte. Verschiedene Umstände führten zu dieser Situation. Zum ersten war es so, dass die meisten der Erbauer des Projektes ziemlich bald nach der Fertigstellung des Hauses auszogen. Zum einen weil sie eine neue Herausforderung suchten, zum anderen weil sich persönliche Veränderungen ergaben beim einen oder anderen. Neue Bewohner kamen im Laufe des letzten Jahres nur noch schleppend ins Ibach. Das lag auch daran, dass nun auch in der Stadt das Angebot an Plätzen immer grösser wurde (Notschlafstellen, Notwohnungen usw.). Auch entspannte sich der Wohnungsmarkt sichtlich, so dass auch

NEUE VERTRÄGE

Dass solches in dieser fragilen Gruppe für Probleme sorgen würde, musste eigentlich jedem, der je mit Süchtigen gearbeitet hat, klar sein. Nachdem auch noch den Bewohnern mitgeteilt wurde, dass sie auf Ende April ausziehen müssten, war das Chaos perfekt. Leider war der Informationsfluss in dieser Zeit auch nicht gerade berauschend, was die Lage auch nicht gerade entschärfte. Nun konnten mit den Bewohnern jedoch neue Verträge ausgehandelt werden, so dass keiner gegen seinen Willen das Haus verlassen musste. Die Betreuung wurde auf ein Minimum beschränkt (ein Betreuer), was durchaus auch ein Vorteil sein kann, da die Eigenverantwortung des Einzelnen wieder vermehrt gefordert ist. Es bleibt zu sagen, dass dieses Haus seinerzeit von Randständigen für Randständige gebaut wurde und zwar nicht, um es zwei Jahre zu diesem Zwecke zu nutzen und es dann zweckzuentfremden. Ebenso hätte die Verunsicherung unter den Bewohnern mit etwas mehr Transparenz zumindest auf dem kleinstmöglichen Niveau gehalten werden können. Man könnte ja auch die alte Idee wieder aufgreifen, kleinere Aufträge, z.B. im Holzbereich oder auch gerade jetzt im Gartenbau (evtl. Älteren oder Behinderten den Garten umstechen) anzunehmen und durch die BewohnerInnen durchführen zu lassen, um damit die Kosten so tief wie möglich zu halten. Die neue WG ist mit viel Eigeninitiative gestartet. Wohnungen wurden renoviert und eine grosse Menge Holz für den Eigenbedarf geschlagen. Der Traum vom Lebensraum geht somit weiter.

Piitsch/ R. Arnold